

Er scheint mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage täglich.
 Pränumerationspreis:
 in loco:
 Ganzjährig 10 fl. — fr.
 Halbjährig 5 " "
 Vierteljährig 2 " 50 "
 Monatlich — 85 "
 Mit Zustellung in's Haus, monatlich 1 " — "
 Einzelne Nummern 5 fr.
 Mit Postversendung:
 im Inland:
 Ganzjährig 7 fl. — fr.
 Vierteljährig 3 " 50 "
 im Ausland:
 Ganzjährig 9 fl. — fr.
 Vierteljährig 4 " 50 "
 sur die Expedition verantwortlich:
 Adolf Reissenberger.
 Manuskripte werden nicht zurückge-
 geben; unentgeltliche Briefe nicht
 angenommen.

Sermannstädter Zeitung

vereinigt mit dem

Siebenbürger Boten.

Interess
 werden in der Administration
 dieses Blattes (Wintergasse 9)
 angenommen;
 ferner bei den Annoncen-Expedi-
 tionen: in Budapest: Haasen-
 stein & Vogler, A. V. Gold-
 burger; in Wien: A. Oppelik,
 Haasenstein & Vogler, Rudolf
 Mosso, M. Dukas, M. Stern,
 H. Schallak, J. Danneberg,
 in Berlin, Hamburg, Paris:
 Haasenstein & Vogler; in
 Frankfurt a. M.: Haasenstein
 & Vogler, G. L. Daube & Co.
Insertionspreis:
 Der Raum einer einpaltigen
 Garamontzeit kostet beim ein-
 maligen Einrücken 7 fr., das
 zweite Mal 6 fr., das dritte Mal
 5 fr. 6. Abz., ercl. der Stempel-
 gebühr à 30 fr.

Billig-Konsumtions-Bureau: In Adelsbach bei J. Hadrloch's Erben, Buchhandlung; in Prag bei Herrn A. Döngel, Kaufmann; in Graz bei Herrn J. F. Leonhardt, Kaufmann; in Mählar bei Herrn Jos. Wagner, Kaufmann; in Klagenfurt bei Herrn J. Stein, Buchhändler; in Wien bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in A. Krasak bei Herrn Heinrich Zeldner, Buchhändler; in Loos, Unterstadt, bei Herrn Josef Winkler, Kaufmann, Ecke der Burgenstraße, woselbst die Abonnements-Beiträge franco erbeten werden.

N^o. 185. Hermannstadt, Freitag den 12. August 1887. 103. Jahrgang.

Zustände des Handels.

Wenn von einer Seite her ein „Nothstand der Landwirtschaft“ mit besonderem Nachdruck behauptet und die Beseitigung desselben als die oberste aller sozialen und gesetzmäßigen Aufgaben betont wird, wenn von der anderen Seite ein solcher Nothstand in Abrede gestellt und die Veranlassung zu den erhobenen Klagen nur in einer subjectiven Unthätigkeit des Klagenben gefunden wird, so wird für eine unbefangene Betrachtung sich etwa Folgendes als das wahre Bild der Gegenwart herausstellen: Der Landwirth hat in der That heute Sorgen, die seinem Vorfahr ferne lagen, aber es bieten sich ihm auch Vortheile, auf die sein Vorfahr sich keine Rechnung machen durfte. Die ruhige Gleichmäßigkeit der Zustände ist verloren gegangen. Eine Wirthschaftsmethode, die früher einen sicheren, aber bescheidenen Gewinn abwarf, erweist sich plötzlich als unzugänglich. Eine Production, die früher eine Goldgrube war, muß aufgegeben werden. Niemand darf leugnen, daß der Ausbau unseres Eisenbahnnetzes, welches den in einem entfernten Winkel hausenden Landwirth plötzlich dem Weltmarkt und mehrere Tagereisen näher brachte; daß die Einführung neuer landwirthschaftlicher Betriebe, wie die Rübenzuckerfabrication oder die Kartoffelbrennerei, der man ja nachrühmt, daß sie die Sandwälder in cultivirtes Land verwandelt hat, der Landwirthschaft unermessliche Vortheile gebracht hat; Niemand darf leugnen, daß im Verlaufe des letzten halben Jahrhunderts eine Anzahl von Männern durch landwirthschaftliche Thätigkeit sich von den bescheidenen Anfängen zu einem großen Vermögen herausgearbeitet haben. Aber freilich steht es andererseits fest, daß auch Gegenwirkungen eingetreten sind, welche einen ansehnlichen Verlust wieder untergraben haben. Man wird die kürzeste und zutreffendste Formel für die Schilderung der bestehenden Zustände finden, wenn man sagt, daß das landwirthschaftliche Gewerbe in einem Maße wie nie zuvor dem Wechsel der Conjunctionen ausgesetzt ist.

Derselbe Satz gilt aber von jedem anderen menschlichen Erwerbszweige in gleicher Weise. Zugewinnen einmal, die Klagen der Landwirthschaft seien so gerecht, wie sie laut sind, so wird sich doch noch immer die Behauptung aufrechterhalten lassen, daß sie nicht heranreichen an die Klagen der Rhetorer, denn das einmahl so gut gestellte Gewerbe der Seegeschiffahrt ist in unaufhaltsamen Verfall begriffen. Das einstige Haupt der Hanse, Lübeck, stellt Betrachtungen darüber an, was es thun könne, um in seinem Reichthum die Fabrication zu heben, denn mit dem Handel sei es nun einmal vorbei. Große Fabricationszweige, die vor einer Reihe von Jahren in Ueberfluth geschwommen haben, darben. Die Landwirthe bilden die zahlreichste Berufsklasse; ihre Verhältnisse bieten überall in Deutschland eine gewisse Ähnlichkeit dar. Ihr Ruf wird am vornehmlichsten gehöhrt, aber der Nothstand anderer Stände ist ein ebenso berechtigter. Der Nothstand der Landwirthschaft ist nur ein einzelner Theil des gesammten Bildes unserer Zeit. Das Leben ist schwerer geworden. Die Wogen des Verkehrs gehen höher, als sie früher gegangen sind. Es bilden sich höhere Wellenberge, aber auch tiefere Wellenthäler. An dem, was die Zeit Gutes oder Böses bringt, sind aber die einzelnen Berufszweige so ziemlich in gleichem Maße theilhaftig.

Der Weltverkehr hat andere Formen angenommen. Vor hundert Jahren lagen die Dinge noch so, daß die überwiegende Mehrzahl der Menschen für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse vorzugsweise auf dasjenige angewiesen war, was in ihrer nächst n. Nähe erzeugt wurde. Sie näherte sich von dem, was in ihrer Landwirtschaft wuchs, und brachte diese Landwirtschaft nicht genug hervor, so trat unabwendbar Theuerung oder Hungersnoth ein. Sie klebete sich mit der Wolle der Schafe, die sie vor sich sah, mit dem Flasse, den sie selbst baute, spannte und verwebte. Sie baute mit dem Holz und mit den Steinen, die sie selbst herantrug. Ein paar Jahrtausende hat der Handel überwiegend den

Zugbedarfswissen gebildet; Gewürze, Rauschstoffe, seidene Gewänder waren sein Object. Stetig hat sich der Kreis der Handelsartikel ausgedehnt. Der Arme kleidet sich in Baumwolle, die in einer Entfernung von 1000 Meilen gewachsen ist; er trinkt Kaffee, und neuerdings ist er auch Brot, zu welchem der Nothoff in fremden Welttheilen gewachsen ist. Nicht mehr die benachbarte Landwirtschaft, sondern der Weltmarkt versorgt heute Jedermann mit dem Hauptstod seiner Bedürfnisse.

Man sollte daher glauben, daß das, was die Landwirtschaft verloren hat, von dem Handel gewonnen worden ist. Und dennoch klagt der Handel ebenso laut und mit ebenso vollem Recht. Auch er steht unter dem Einfluß der größeren Beweglichkeit, die in alle wirthschaftlichen Verhältnisse gekommen ist. Bewegte sich der Handel früher auf fest vorgeschriebenen Straßen, von denen er nicht abweichen konnte, so vertheilt er sich heute über ein gewaltiges Netz von Verkehrswegen. War er früher darauf angewiesen, in gewissen Stapelplätzen seinen Umschlag zu halten, so wird heute dieser Zwischenhandel bei Seite geschoben und entschlossen der kürzeste Weg eingeschlagen. War er früher auf gewisse Mittelpersonen angewiesen, so suchen jetzt Producent und Consument mit Hilfe des Telegraphen so nahe als möglich zu rücken. Jahrhunderte lang ist der Kaufmann mit unermüdem Eifer bestrebt gewesen, das Netz der Verkehrsbeziehungen zwischen den Menschen immer enger und enger zu ziehen, und das endliche Ergebnis ist, daß er daran gearbeitet hat, sich selbst überflüssig zu machen. Die Handelsgewinne gehen auf ein bescheidenes Maß zurück; in einzelnen Städten verdröben die Gewölbe, die man früher nicht umgehen konnte, um bestimmte Artikel aufzukaufen. Das Bild der Verkehrsbeziehungen ist in fortwährendem Schwanken begriffen. Die Vorstellung von der „gesicherten bürgerlichen Nahrung“ gehört einer abgelebten Zeit an, und Jedermann, der vorwärtsstrebt, muß unermülich thätig sein, um seine Thätigkeit dem veränderten Bedarf seiner Mitmenschen anzupassen.

Klagen sind hüben und drüben vorhanden und haben und drüben gerechtfertigt. Aber alle diese Klagen wurzeln doch in einem Entwicklungsgange, der dem Menschenengeschlechte zum Segen und zugleich zur Ehre gereicht. Um den Kampf gegen diese Uebelstände aufzunehmen, gibt es nur ein Mittel: rastlos vorwärts zu streben, denn die Zustände, die hinter uns liegen, waren schlimmer, als die, über welche wir uns gegenwärtig beschweren. Die indische Weizenimport wäre nicht vorhanden, wenn man keine Dampfschiffe oder Eisenbahnen gebaut hätte; wird es aber einen Landwirth geben, der sich um diesen Preis die Vermeidung der indischen Weizenimport wünschte? Die Welt wird fortfahren, an der Entwicklung der Verkehrsbeziehungen zu arbeiten, Gebirge und Landengen zu durchstehen; sie wird fortfahren, an dem Fortschritt zu arbeiten und über die Nebenwirkungen ihrer Thätigkeit zu klagen. Sie wird fortfahren, neue Erfindungen zu machen, und die Störungen zu bejammern, die eine solche Erfindung in dem gewohnten Geleise des Lebens hervorruft. Es ist ein Glück, daß die Menschheit außer Stande ist, sich durch ihre Klagen über den Fortschritt im Fortschritt selbst hemmen zu lassen.

Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 11. August.
 Der „Pol. Corr.“ wird aus Budapest unterm 8. August gemeldet: Die Minister sind zum großen Theile schon hier eingetroffen und werden in den nächsten Tagen vollständig verammelt sein, um den voraussichtlich Ende der Woche beginnenden Beratungen über die Finanzlieferung des Staatsvoranschlags pro 1888 beizuwohnen. Die einzelnen Ressortbudgets werden gegenwärtig im Finanzministerium eifrig überprüft. Alle Minister haben bei Aufstellung ihrer Budgets

sich der größten Sparsamkeit befließigt; allzu optimistische Erwartungen dürfen jedoch nicht gehegt werden.

Nicht die „Agrarische Zeitung“, sondern das Organ der Centrums-Partei, der „Dzoz“, sandte aus Anlaß des Ablebens Ratkoffs ein Beileids-Telegramm nach Moskau.

In Berlin hat man die Bekätigung der Nachricht, daß die Abreise des Prinzen Coburg nach Bulgarien und ein entscheidender Wendepunct in den bulgarischen Angelegenheiten unmittelbar bevorsteht, in aber doch ohne Besorgniß über Rußlands Haltung. Das Petersburger Cabinet — so wird officiös ausgeführt — weiß trotz der zwischen Deutschland und Rußland herrschenden Spannung, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn Alles gethan haben, um die russische Empfindlichkeit in der Orientfrage zu schonen. Daraus schöpft man die Hoffnung, Rußland werde ein scharfes Auftreten vermeiden und werde die deutsche, sowie die österr. u. ungarische Politik nicht für die künftige Entwicklung verantwortlich machen.

Der Ausschub der härtesten Bestimmungen des russischen Fremden-Ukases bleibt in Berlin wirkungslos, weil dies keinen Systemwechsel bedeutet, sondern nur eine Folge der Unausführbarkeit dieser Bestimmungen ist. Immerhin wird zugegeben, daß die Spannung zwischen Deutschland und Rußland wenigstens nicht weiter an Intensität gewonnen habe.

Der französische Minister des Aeußern, Florens, hat an die diplomatischen Vertreter Frankreichs im Auslande Instruktionen gegeben zu dem Zwecke, fremden Industriellen die Theilnahme an der Pariser Weltausstellung zu erleichtern. Es soll auf die Bildung von privaten Central-Commissionen in jedem Staate hingewirkt werden, welche die Aufgabe hätten, die Interessen der Aussteller zu vertreten. — Boulangere richtete an seine Zeugen ein Schreiben, in welchem er sagt: Die öffentliche Meinung wird ein Urtheil abgeben über Jenen, der aus der Ferne einen General beschimpft und demselben nur eine lächerliche Genugthuung geben will, und über mich, der sein Leben wagen wollte, um meine Soldatenehre zu rächen.

Dem „Popolo Romano“ zufolge ist die Ernennung des Ministers des Aeußern im Principe beschloffen und wird die Veröffentlichung derselben nicht lange auf sich warten lassen. Die Leitung des Ministeriums des Aeußern wird in den Händen Crispi's verbleiben, bis man hoffentlich in kurzer Zeit eine Person gefunden haben werde, welche sowohl befähigt, wie geneigt ist, einen in Folge der glücklichen Situation Italiens heute minder schwierigen Posten, als in der Vergangenheit zu acceptiren, der jedoch immerhin eine gewisse Autorität in Europa, Sympathie in Italien und im Allgemeinen Geschicklichkeit und Tact erfordert. Niemand, sowohl im Inlande, wie im Auslande wird von der Lösung der Krise überrascht sein; es ist dies eine von der Situation naturgemäß angezeigte Lösung. Wir sagen dies — schreibt das Blatt — nicht aus Rücksicht für den Chef des neuen Cabinet's, sondern für alle seine Mitglieder. Das Ministerium bleibt wie es war, sowohl bezüglich der Personen, wie des Programms, das es sich gestellt, es kann sich daselbe aber immerhin, ohne ungenau zu sein, ein neues Cabinet nennen, weil der Abgang des Conseil-Präsidenten und der Eintritt eines Andern auf keinen Fall ohne Bedeutung bleiben können. Dem neuen Ministerium ist die Aufgabe gestellt, sich während der Parlamentsferien zu entwickeln und sich bei dem Wiedereintritte des Parlaments durch eine Thronrede feierlich einzuführen. Die „Riforma“ meldet, der deutsche Botschafter habe am 8. d. dem Könige sein Beileid anläßlich des Ablebens Depretis' und seine Glückwünsche zur Wahl Crispi's als dessen Nachfolger ausgedrückt.

Die „Riforma“ schreibt: Crispi hat bereits Verhandlungen wegen Beizung des Volens des Ministers des Aeußern eingeleitet; diese Verhandlungen sind nicht leicht, denn der neue Minister muß den politischen Ton des gesammten Cabinet's theilen. Wir haben

er sich entfernt
 der Vertreter
 in, Schweigen
 Victor Emanuel
 e Thnen, daß
 an Alles schon
 unter der Be-
 mit den schönen
 sich mehr um
 entweder selbst
 ent in engster
 der Mitte des
 Club von ge-
 schaft gewidmet
 wurde. Die
 in Stillingfleet,
 ragen. Spott-
 „, welche Be-
 lieber derselben
 schriftstellernden
 übrigen Helene
 Amerciareisenben
 ntes Gebiet zu
 glich das junge
 kanst Du über
 „ bemerkt ihr
 ottter das Kind
 Land entdeckt,
 haben ohnehin
 mit den vielen
 von den dritten
 von die Ursache
 hinter das Ge-
 aufgeben!
 , lieber Mann,
 Wie findest Du
 Mädchen
 genommen.
 Blattes zu er-
 [567] 1—1
 Platz
 fbedeckung
 hweifungen
 hrung.
 Preis 2 fl.
 chredlichen
 richtigen Ver-
 bom sichern
 Serlags-
 Reumarkt
 anblung.
 obit
 und
 29) 11
 fl.
 ze,
 Abnahme
 zugeben.
 [216] 6—12

Feuilleton.

Heimlos.

Roman von Th. Almar. — (8. Fortsetzung.)

„Wie, gnädigste Frau Rath nennen mich eine Lügnerin und glauben mit nicht, was meine Augen scharf und deutlich gesehen haben?“
 „Ich glaube dir gar nichts, da du eine böse Zunge und ein neidisches Gemüth hast! Denkst du, es sei mir unbekannt, daß auch Fräulein Vera bereits deiner Gehässigkeit verfallen ist, weil sie jung, schön ist und vor Allem den Vorzug hat, gut und edel zu sein? Du haßest alle Menschen, die besser sind, als du, und die nicht mit einer so bösen, falschen Person, wie du bist, umzugehen gewillt sind.“
 Das war zu viel für die Alte.
 „Gnädigste Frau Rath wollen sich gütigst erklären lassen —“
 sagte sie zitternd.
 „Ich lasse mir nichts von dir erklären! Du sagst nicht ein Wort mehr, sondern gehst hinaus!“ herrschte die Rätbin der Alten jetzt mit einer solchen Strenge zu, daß diese, vor innerer Wuth an allen Gliedern bebend und zornestroh im Gesichte, ihren Befehl befolgte. Da ihre Würd vor der strengen Gebieterin war so groß, daß sie förmlich auf den Beinen lautlos das Zimmer verließ und es erst draußen wagte, ihre maßlose Wuth an Dänen auszulassen, welche das Unglück hatten, unter ihr zu stehen.
 Die Rätbin war in ihren Vorwürfen der Alten gegenüber der Wahrheit zu nahe gekommen.
 Rose hatte Vera vor Allem darum, daß das junge Mädchen so hoch in der Gunst der Herrschaft stieg und von der Dienerschaft bald mehr, wie eine Tochter des Hauses angesehen und verehrt wurde. Aus Klugheit und Habguth hatte sie aber dem jungen Mädchen gegenüber

ihre süßliche Freundlichkeit behauptet und selbst ihrer gehässigen Zunge Zügel angelegt. Das aber, was ihr eben von der Rätbin wiederfahren war, erschien ihr so unerhört, daß der Gedanke in ihr Wurzel faßte, dafür an Vera Genugthuung und Rache nehmen zu müssen. Auch der hochmüthige Baron sollte endlich büßen, er, dem sie bisher immer ausgewichen war, weil seine Blide sie beständig wie Keulenschläge getroffen, auch er sollte endlich erkennen lernen, was sie zu thun im Stande war.
 Und dieses Geiermädchen, welches sich schon eine große Dame zu sein dünkte, sie sollte schon aus dem Hause getrieben werden.
 Sie hatte einmal ganz ehrlich und nur der Wahrheit nach zu handeln beabsichtigt, aber man hatte ihre Ehrlichkeit nicht anerkennen wollen. Also zurück zu Lüge und Bosheit, die ihr so oft schon klingende Münze eingebracht hatten.
 „D.“ baderte das böse Weib, während sie in ihrem Zimmer, in welchem sie sich vorsichtig eingeschlossen, Anschläge schmiedend auf- und niederging, „wenn ich doch nur dünstig schreiben könnte, dann wäre morgen schon das Ganze abgemacht! Fluch meinen Eltern, Fluch dem Bauernhause, der mich zur Wagh erzog und zur rohen Arbeit verurtheilte! Aber dennoch, — ich muß handeln, es muß Etwas geschehen, was mir wieder ein gutes Stück Geld von oben einbringt!“
 Während so ein niedriges, hohles Weien über Plan und Ausführung seiner schlechten Handlungsweise nachgrübelte und darüber alles Andere vergaß, besand sich die Rätbin in einem unbeschreiblichen Zustande. Sie trug längst nicht mehr die Ruhe und den Gleichmuth zur Schau, vermöge deren sie vor ihrer Haushälterin ihre innere Erregung hatte verbergen können. Wohl war auch sie der Alten nicht ungeneigt und hatte selten ein Wort mehr mit ihr gesprochen, als unumgänglich nöthig war. Aber andererseits kannte sie die scharfen Augen der Haushälterin nur zu gut und wußte sehr genau, daß diese sich wohl gehütet haben würde, je über Kurt von Wellen nur ein bloßes Gerücht in Umlauf zu bringen. Sie wußte, daß Rose den Baron fürchtete und sich sehr unbehaglich gefühlt hatte, seit dieser nach Danzig kam, täglicher Gast im Hause und endlich Hausgenosse auf dem Winterplatz wurde. Daher

unterlag es für sie keinem Zweifel, daß sich Vera und Kurt in der That lieben mußten. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen, wenn sie sich jetzt das Benehmen Vbers vergegenwärtigte und sich aller Kleinigkeiten erinnerte, welche ihr früher gar nicht aufgefallen waren, weil sie es für unumhätig hielt, daß ihr erstarrter Kurt, den keine Frauenschönheit gefesselt, für Vera Heimlos so zärtliche Empfindungen hegen könnte, daß er diese vor ihr, seiner mütterlichen Freundin, zu verbergen vermöchte. Jetzt war Alles klar in ihr. Sie, die Erfahrene, die sonst so Scharfsichtige, sie hatte sich auf falscher Fährte befunden. Gerade eben vor Rose's Eintritt hatte sie einen Brief von ihrem Neffen Alfred erhalten, in dem dieser ihr seine Absicht, um Vera zu werben, mittheilte, und sie hatte darüber nachgedacht, wie es auch den Medicinalrath, der das junge Mädchen lieben gelernt hatte, beglücken würde, diese durch verwandtschaftliche Bande noch näher an sich zu fesseln, als ihr die Unglückseligkeit Rose's warb. Vera ging höher hinauf; sie dachte gar nicht an den Neffen der Rätbin, sondern wagte Einen zu lieben, mit dem sie niemals vereint werden konnte. O, die Unerfahrene wankelte einem Abgrunde zu, der mit Blumen überdeckt war. Die Unglückliche näherte sich dem Käfig eines reißenden Thieres, welches schon ein Opfer verschlungen hatte. Nun sollte auch sie verloren gehen? Nein, das durfte nicht sein. Es mußte gelingen, das auf Trümern der Liebe wankelnde Mädchen auf ten rechten Pfad zurückzuführen.
 Von diesem Gedanken befeßt, war die Rätbin eben an's Fenster getreten, als sie im selben Moment einer Vilsfäule gleich stehen blieb. Arm in Arm sah sie die Liebenden langsam über den Fahrbaum daherschreiten.
 Der Baron grüßte ehrerbietig hinauf, während Vera, selbst als sie schon dem Hause ganz nahe waren, nicht den geringsten Versuch machte, den Arm aus dem ihres Begleiters zu ziehen. Vera hatte Nichts von dem Vorgang bemerkt. Sie hatte nur das eine Empfinden, als träume sie einen wunderbaren Traum. Sie fühlte nicht Wind, noch Wetter an seiner Seite, sondern ließ sich von ihm führen, als ob ihr Stern und ihre Augen fortan für die Außenwelt auf ewig geschlossen wären.

den hohen Chor. Je sieben Säulen trennen die fünf Schiffe der Kirche. In derselben zählt man überhaupt 7 mal 8 freistehende Säulen, während 4 mal 7 Pfeiler die Wände unterbrechen. Das Westportal hat eine Breite von 7 mal 33 gleich 231 Fuß. Die Länge des großartigen Baues beträgt 7 mal 76 gleich 532 Fuß, und auf 7 mal 76 Fuß war die Höhe desselben bis in die Spitze der Haupttürme geplant. Die drei Querhöfe haben eine Breite von 7 mal 15 Fuß. Die Siebenzahl beschränkt sich aber nicht bloß auf die Verhältnisse der Haupttheile des Werkes, bis in die feinsten Einzelheiten der Ornamente ließen sie sich in dem Dome nachweisen, die Verbindungen mit der Zahl 7, welche die Anschauung des Mittelalters als heilig bezeichnete.

— (Männliche und weibliche Geruchssinn.) Ein Kennzeichen der höheren Cultur ist die gesteigerte Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Geschlechts. Die oberflächlichste Betrachtung genügt, um einige augenscheinliche Unterschiede zu bemerken. Der Geruchssinn ist zweifellos feiner bei den Frauen organisiert. Ueber die Werkzeuge des Hörens und Sehens sind noch keine vergleichende Untersuchungen angestellt worden; dagegen ist die Frage in Bezug auf den Geschmackssinn längst zu Gunsten der Männer entschieden. Selbst die kulinarische Kunst, obwohl die Frauen in ihr vorzugsweise ihre Lebensaufgabe suchen, ist in ihrer höchsten Entwicklung das unbestreitbare Monopol des starken Geschlechts. Die Köchin grasirt in den Niederungen dieses Gebietes; auf den erhabenen Höhen der Kochkunst thront allein nur der Koch. Wie viel Frauen gibt es, die sich eines wirklichen „Weinverstandes“ rühmen könnten? Ueber den Geruchssinn endlich sind vor Kurzem eingehende Untersuchungen in Amerika von den Professoren Nichols und Barley angestellt und der „Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaften“ mitgeteilt worden. Die beiden genannten Physiologen wählten zu ihren Versuchen eine Anzahl von stark riechenden Substanzen wie Nelkenessenz, Knoblauchextract, Blausäure, Cyanalium u. s. w. Von jeder dieser Verbindungen nahmen sie eine bestimmte Menge, lösten sie in Wasser auf und verdünnelten sie in einem sorgfältig präparirten Flacon. Dann stellten sie mit denselben Substanzen Lösungen von halb so starker Concentration wie die ersten her und füllten dieselben in ganz gleich aussehende Flacons. Darauf wurden die Lösungen wieder um die Hälfte schwächer gemacht und eine dritte Reihe von Flacons präparirt und so weiter, bis jeder Geruch zu verschwinden schien. Diese sehr einfache Methode ergab zunächst ganz wunderbare Unterschiede des Geruchsvermögens für die einzelnen Personen. So fanden die beiden Experimentatoren beispielsweise drei Männer, welche die Blausäure in einer Wasserlösung von dem zwei Millionenfachen ihres Gewichtes riechen konnten, eine so verschwindend geringe Menge also, daß die chemische Analyse sie nicht nachzuweisen vermag. Andere dagegen rochen die Blausäure in der dritten oder vierten Lösung nicht mehr. Das merkwürdigste Resultat jedoch, das diese Versuche ergaben, war der große Unterschied, der sich in der Feinheit der Geruchsempfindung zwischen den männlichen und weiblichen Versuchspersonen ergab. Es waren vierundvierzig Männer und achtunddreißig Frauen zu den Experimenten benutzt worden, alle gesund, jung und kräftig und den verschiedensten Lebenslagen angehörig, nur solchen nicht, in denen ein bestimmter vorherrschender Geruch die Empfindungsfähigkeit für andere Gerüche abkumpft oder modifizirt. Und da ergab sich das überraschende Resultat, daß die Männer im Durchschnitt einen ziemlich genau doppelt so feinen Geruch hatten, wie die Frauen. Es ist dies ein „avis aus dames“, mit ihrem Parfüm etwas sparsamer umzugehen. Sie ahnen gar nicht den unglücklichen Effect, den sie mit dem Mißbrauch der zarten Blumenstoffe auf ihrer Berehrer ausüben. Im allgemeinen können sie sich Folgendes zur Richtschnur dienen lassen: Die Frau ist immer doppelt so stark für die Nase der Männer, als für ihre eigene parfümirt. Und somit ist die Kunst des Parfümirens für die Frau auf eine einfache Division durch zwei zurückzuführen.

— (Wie die Chinesen einkaufen.) Vor Kurzem sind an dreihundert Chinesen auf ihrem heimischen Transportdampfer „Toonan“ in Stettin angekommen, um die beiden Panzer-Corvetten, die dort auf der Höhe des „Vulkan“ gebaut wurden, abzuholen. Wie man der „Frankf. Zeitung“ schreibt, erregen die besagten Gesellen dort die besondere Aufmerksamkeit der Bevölkerung, die aber bei den Geschäftleuten nachgerade eine etwas eigene Färbung angenommen hat. Vor jedem Schaufenster bleiben sie nämlich voll naiven Staunens stehen, bewundern, disputiren untereinander und betreten schließlich mit großer Dreistigkeit die Läden selbst — was selten genug dem Ladeninhaber zum Nutzen gereichen soll. Sie nehmen die ausgelegten Herrlichkeiten ungenirt in die Finger, betasteten sie, beschnuppern — Parodon! beriechen dieselben zu nicht geringem Aerger der Eigenthümer und trollen sich endlich wieder weiter. Gestaut wird nichts — obgleich selbst gewöhnliche Schiffarbeiter ihre drei bis fünf Pfund Sterling in Ermanglung eines Portemonnaies im Taschentuche eingeknotet haben. Einige solche Kaufszenen werden gegenwärtig allgemein belacht. Treten da unlängst fünf dieser besagten Krieger in einen Wärdlerladen und lassen sich von dem feineren Kunden ein Stück nach dem anderen geben. „Hi! wie das prächtig schmeckt — bald so gut wie Heuschrecken in brauner Würmlauce! Nun geht es aber an das Bezahlen. Also was kostet das! Eine Mark achtzig Pfennig! Noch immer schmägen die gelben Feinschmecker und Einer wickelt endlich das Taschentuch auf und legt großmüthig — 15 Pfennige auf den Tisch; dahin zieht der Troß, laut schwägend und lachend, während die Verkäuferin trampschaft bemüht ist, ihr ganz plötzlich unnatürlich verlängertes Gesicht wieder in eine menschenwürdige Gajon zu bringen. — Schlechter wäre bald ein Uhrmacher weggekommen, den ebenfalls zwei der Chinesen besuchten, um sich eine goldene Uhr mit Kette zuzulegen. Beide Werthpapiere sollten 120 Mark kosten — die Käufer legten einfach 40 Mark auf den „Tisch des Ladens“ nieder, nahmen Uhr und Kette und wollten sich empfehlen. Erst fünf handfesten Männern gelang es, den schlüssigen Fremden billiger Einkäufe begreiflich zu machen, wie in Deutschland goldene Uhren so wohlfeil doch nicht zu haben sind.“

— (Ärztliche Honorare früherer Zeiten.) Die Höhe des dem englischen Arzt Dr. Madenzie für seine Behandlung des Kronprinzen zu Theil gewordenen Honorars ist vielfach Gegenstand des gesellschaftlichen Gesprächs geworden, und nicht selten wird dann hervorgehoben, daß wohl nur in unserer heutigen goldreichen Zeit für ärztlichen Rath oder eine Operation in solcher Höhe eine Vergütung geleistet wird. Indessen auch in früheren Jahrhunderten finden wir vereinzelte Fälle, wo ärztlicher Beistand reich mit Gold aufgezogen wurde. In der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte zu Rom ein Heilkünstler Namens Thabäus; als derselbe an das Krankenbett des Papstes gerufen wurde, ging er nicht eher hin, als bis man eine Forderung, ihm hundert Goldstücke für jeden Tag zu geben, bewilligt hatte. Nach Genesung des Papstes wurde diesem die Rechnung des Arztes überreicht, und da gab er seiner Verwunderung und Entrüstung über die enorme Höhe des geforderten Betrages unverhohlen Ausdruck. Thabäus aber erklärte ihm, daß er das nicht begreife, denn selbst kleine Fürsten und Grafen zahlten ihm unweigerlich vierzig und fünfzig Goldstücke, während das allmächtige Haupt der Christenheit sich nicht einmal des doppelten Honorars für Werth erachte! Diese Argumente reichten hin, es blieb dem Kirchenfürsten nichts weiter übrig, als zu zahlen, und er zahlte auch. — Ein anderer Fall eines noblen Honorars: Jacques Collier, ein gefuchter Pariser Arzt, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts lebte, behandelte den König Ludwig XII. sieben Monate hindurch. Er bezog dafür ein Honorar von 100.000 Thelern, eine Summe, die in Rücksicht auf den damaligen Werth des Geldes

ungeheuer erscheint. In ähnlichen Verhältnissen wurden im 15. und 16. Jahrhundert alle Leibarzte gekrönter Häupter bezahlt, bis sich immer mehr junge Leute der medicinischen Wissenschaft zuwandten und durch die steigende Concurrenz auch die Preise gedrückt wurden. — Freilich hatte der ärztliche Beruf zu den damaligen Zeiten neben diesen goldenen Lichtseiten sehr üble Schattenseiten, denn oft war derselbe mit Gefahren für Leib und Leben verbunden. Die hohen Patienten verstanden in der Regel keinen Spaß, wenn die ärztliche Kunst ohne Erfolg blieb. Als im Jahre 1331 König Johann von Böhmen erkrankte und ihm ein fremder Heilkünstler, den er kommen ließ, eine Medicin verschrieb, nach deren Genuß sich sein Leben verschlimmerte, ließ er ihn ohne Weiteres in einen Sack stecken und in die Moldau werfen. Vierzig Jahre später, 1371, ereilte dasselbe Schicksal einen französischen Arzt, der zu dem Erzbischof Gerlach von Mainz gerufen war, um ihn von einem Unterleibsleiden zu befreien. Der geistliche Herr ward aber, und der unglückliche Mann der Wissenschaften gerieth in Verdacht, ihn vergiftet zu haben. Nach kurzer Verhandlung wurde er zum Tode des Ertrinkens verurtheilt und diese Strafe auch an ihm vollzogen.

— (Vom Abtrocknen.) Unsere Damen sagen, sie seien in der Sonne verbrannt oder abgebrannt, wenn ihre zarte Haut unter den Strahlen des Tagesgestirns eine rüthliche Färbung angenommen hat. Allein was will das bedeuten gegen das Abtrocknen der Haut, wie dasselbe bei Bergsteigern oder bei Reisenden in tropischen Ländern vorzukommen pflegt? Dasselbst verursacht die Sonne förmliche Brandwunden. Diese Erscheinung, welche theilweise auch bei uns in Gestalt des Abschälens der Haut vom Gesichte, namentlich aber von der Nase und des Gesichtstheiles in der Nähe der Ohren vorzukommen pflegt, ist werth, daß man ihr, auf Grund der neuesten Forschungen, einige Worte widme. Folgende Momente sind hier festzuhalten: Personen von dunkler Hautfarbe brennen nicht so leicht ab, wie solche von hellem Teint, weil die dunkle Farbe einen Theil des auf sie entfallenden Lichtes verschlingt, ehe sie durch die Epidermis bis zum Zellgewebe der Haut gedrungen ist. Das ist auch die physikalische Ursache dessen, daß die Verbrennung durch die Sonne auf hohen Bergen leichter erfolgt, als in der Ebene. In der Höhe ist nämlich die Luft reiner, während sie in der Ebene von Staub und Dämpfen durchsetzt ist, welche einen Theil des durchfallenden Lichtes verschlingen. Während man schmilzt, verbrennt man nicht. Die feuchte Haut ist ein Schutzmittel gegen die Verbrennung. Auch ist mit der Verbrennung nicht immer ein Wärmegefühl verbunden. Man verbrennt vielmehr dann am schmerzhaftesten, wenn man sich relativ kühl fühlt. Nie, während man schmilzt; beim Ersticken hoher Berge wird man, so lange die Muskeln heftig arbeiten, oft intensiv heiß; der Ungeübte leidet an Schweiß dabei, aber solange die Haut feucht ist, verbrennt er nicht. Wenn er sich dagegen nachher in geeigneter Höhe auf einem hübschen Punkte niederläßt, wenn ein leiser, angenehmer Wind ihn verwehrt, abkühlt und trocknet, dann mit einem Male verspürt er einen prickelnden Schmerz, etwa im Nacken, und dann — ist es zu spät; wenn er aufsteht, findet er, daß der Hemdkragen wie eine Kreislinie auf seiner Halshaut ruht, und er kann sich auf einige Tage kalter Umschläge gefaßt machen. Ebenso verbrennen Handgelenke und Gesicht beim Reiten auf Bergwegen, wo man kühl bleibt, viel leichter, als beim Fußwandern, erstereis oft erstaunlich schnell, in einer Viertelstunde und weniger. Bemerkenswerth ist, daß das elektrische Licht unter Umständen dieselbe Wirkung hervorbringen kann, wie die Sonne. Praktische Elektriker haben die Bemerkung gemacht, daß starkes elektrisches Licht die Haut ganz in ähnlicher Weise angreift, wie das Sonnenlicht, während man sich den größten erträglichen Licht- und Wärmegraden bei Hochöfen, Glashütten u. s. w. aussetzen kann, ohne diese Wirkung zu verspüren. In unserem Klima kommen die meisten Hautverbrennungen durch die Sonne beim Baden vor, und zumeist natürlich in den unbedeckten Stellen des Körpers. Das zu starke Decolletiren bei ähnlichen Gelegenheiten wurde bereits von mancher unvorsichtigen oder koketten Dame mit schmerzlichen Brandwunden beglückt.

— (Zur Beachtung für unsere Hausfrauen!) Nachdem jetzt die chemischen Blätter gegen uns und unsere Producte hegen, ist dieses Thema auch in den einheimischen Blättern aufgeworfen worden, umsomehr, da wir viele solche Artikel erzeugen, die den böhmischen Artikeln nicht nur Concurrenz bieten können, sondern dieselben sogar in vieler Beziehung überflügeln. Ein solcher Artikel ist — um nur einen zu nennen — der Zusatz-Kaffee, welcher bisher besonders aus Böhmen stark importirt wurde, jetzt aber, seitdem der bekannte Budapester Fachmann Anton Szalády auf der Andrássy-Straße eine musterhafte Zusatz-Kaffee-Fabrik errichtet hat, langsam und langsam verdrängt wird. Erst in den letzten Tagen haben die Blätter Szalády's Fabrik und sein Erzeugniß lobend hervorgehoben und aus diesem Grunde halten wir es für angezeigt, einer Erklärung Raum zu geben, laut welcher überhaupt in jüngerer Zeit einzelne gewinnstüchtige Firmen die gegenwärtige antieconomische Strömung ausbeuten wollen, trotzdem ihre Erzeugnisse nicht einmal den ausländischen dieser Branche ebenbürtig sind. Nachdem daher solche „Mixturen“ mit den ausländischen nicht nur nicht concurrenz können, sondern früher oder später das durch Szalády erweckte Vertrauen in den ungarischen Surrogat-Kaffee und überhaupt das Vertrauen in die ungarischen Erzeugnisse zu erschüttern im Stande sind, demzufolge wird das Publicum gut thun, wenn es die Erzeugnisse dieser „Neuen“ Unternehmungen mit der größten Reserve empfängt und bei dem schon vielseitig erprobten und anerkannten Szalády-Kaffee bleibt.

— (Die „Schweißkrankheit“), von welcher im Augenblicke einige Departements in Frankreich heimgejagt werden, wurde im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts auch in den Niederlanden wahrgenommen. Die damaligen Aerzte nannten die Krankheit morbus anglicus, während das Volk vom „englischen Schweiß“ sprach; England wurde für das Vaterland der Krankheit gehalten, weil sie dort selbst schon mehreremale vor dieser Zeit aufgetreten war. Im Mai 1529 war sie wieder daselbst ausgebrochen und forderte zahllose Opfer, wobei zwischen Gesundheit und Tod nur sechs Stunden verließen. In Amsterdam herrschte sie nur zwei Tage und von den 2000 Menschen, die von ihr ergriffen wurden, meistens kräftige Männer zwischen zwanzig und vierzig Jahren, starben etwa hundert; ähnlich war das Verhältniß im Haag, wo von 1600 Kranken etwa achtzig starben. Ein Amsterdamer Chronikschreiber theilt hinsichtlich der Behandlung der Kranken mit, daß der Kranke, so lange das Schwoigen dauerte, still daliegen mußte und vor Allem nicht schlafen durfte, weshalb ihn die Wärter auch mit allen Kräften wach halten mußten, selbst wenn das Schwoigen zwanzig Stunden hintereinander dauerte. Alsdann wurde der Kranke in die Nähe eines starken Feuers gebracht und man gab ihm warmes Bier und Brod; während der ersten acht Tage durfte er das Zimmer nicht verlassen. Von Obdrieglenswegen wurden damals Bettstunden und feierliche Processionen veranstaltet.

— (Hesse Sommer.) Im Jahre 627 war die Wärme in Deutschland so stark, daß die Quellen versiegten und eine große Menge Menschen vor Durst starb. — 870 mußten die Feldarbeiten längere Zeit der Hitze halber eingestellt werden. — 903 waren im Sommer die Wiesen wie vom Feuer verbrannt. — 1000 verlegten die kleinen Flüsse, die Fische saulten, es entstand eine Pestilenz. — 1022 und 1132 war die Hitze sehr arg, der Rhein trodnete im letzteren Jahre im Ober- und Mittellauf fast aus. — 1139 hatte Italien eine schreckliche Erodath zu befehen. — 1260 fielen in der Schlacht von Belam mehr Menschen durch die Hitze, als durch die Waffen. — Die Sommer von 1277, 1303, 1304, 1615, 1705 waren enorm heiß. — 1718 war

gewaltiger Wassermangel. Es regnete den ganzen Sommer keinen Tropfen. — 1779 starben in der Gegend von Bologna viele Personen vor Hitze. — 1793 wurde im Juli die Hitze unerträglich, die Pflanzen verdorrten, die Baumfrüchte verroteten, Fleisch faulte innerhalb einer Stunde. — 1822, ein Erbbebenjahr, namentlich für das Elsaß, herrschte große Hitze. — 1832 war die Hitze von der Cholera begleitet, welche namentlich in Westdeutschland und Frankreich viele Opfer forderte, in Paris allein 20,000. Seitdem sind wohl warme, aber keine übertrieben heiße Sommer zu verzeichnen gewesen. Die größte Hitze brachten die Sommer von 1816, 1859, 1860, 1870, 1874.

— (Universitätsbildung unter den russischen Juden.) Im Jahre 1865 waren an sämtlichen russischen Universitäten bloß 120 Juden, d. h. nicht mehr als 30 auf jedes Tausend Studenten. Die Zahl wuchs von Jahr zu Jahr. Vom Jahre 1878 bis 1882 wurde sie dreimal und vom Jahre 1882 bis 1886 sechsomal größer. Im Jahre 1886 war nämlich die Zahl der Studenten israelitischer Confession 145 auf Tausend. In der Periode von 1877 bis 1886 wurde die Zahl der israelitischen Studenten noch größer: an der Warschauer Universität 2 1/2 Mal, an der Kiener 3 Mal, an der Odessaer und St. Petersburgener mehr als 6 Mal, an der Moskauer und Dorepater mehr als 9 Mal, an der Kaiserin mehr als 12 Mal und an der Charfomer mehr als 14 Mal.

— (Heiteres vom Tage.) Unangenehme Ueberraschung. A. (süß): Sie werden mir doch Donnerstag die Freude bereiten, mit mir zu speisen? — B.: Mit dem größten Vergnügen! — A. (enttäuscht): Speisen Sie nicht am Donnerstag gewöhnlich bei H.? — B.: Ja, aber H. hat das Diner jetzt auf Mittwoch verlegt. — A.: Das trifft sich vortreflich! Also Adieu! Auf Wiedersehen bei Tisch... am Mittwoch. — Menichententnützig. Der Baron (ein erblindeter Diplomat): Madame H. hat wundervolle Zähne! — Ein Herr: Aber Baron, woher wissen Sie denn das? Sie sehen ja nicht! — Der Baron: Gewiß, aber ich höre Madame H. fortwährend lachen.

— (Boshaft.) Treffen sich da bei einem Geburtstagsfeste zwei Damen — Frau Schmidt und Frau Lehmann — die sich zwar durchaus nicht leiden können, äußerlich aber die Liebe und Freundschaft selber sind. Natürlich kann Frau Schmidt, die reichere, nicht unterlassen, mit ihren noblen Geschenken zu prahlen. „Reider“, schließt sie, „konnte ich meinen Mann bei dessen letztem Wiegenfeste nicht so beschenken, wie ich wollte, denn, wissen Sie, er hat wirklich Alles schon, Alles.“ — Aber da hätten Sie ihm doch das letzte Wort schenken sollen, das hat er noch nie gehabt“, meint spitz Frau Lehmann, wendet sich um und läßt die „Freundin“ verblüfft stehen.

— (Mißverständen.) Herr M. sagt zu seinem Dienstmädchen: „Geh'n Sie doch zu meinem Freunde, dem Dr. C., um ihn und dessen Frau in meinem Namen zu bitten, mit auf den Ball zu gehen.“ — Nachdem das Dienstmädchen den Auftrag ausgeführt und den Hausherrn entsprechend benachrichtigt hat, fragte dieser in erwartungsvoller Eile: „Werden Sie mitgehen?“, worauf das Dienstmädchen, erröthend und einen Knix machend, antwortet: „Ja, wenn es gütigst erlauben.“ — (Gerettet.) Bäuerin: „Du, Sepp, heute hat gar der Herr Pfarrer gepredigt, wer von seinem Acker Erbsäpfeel stiehlt thut, kommt in die Hölle.“ — Sepp: „So? Bin ich aber froh, daß ich gestern nur Krautköpfe genommen hab.“

— (Zerstreut.) Professor (der in der Nacht durch ein Geräusch geweckt wird): „Zu Jemand hier?“ — Dieb: „Nein, Niemand!“ — Professor: „Dann muß ich mich geirrt haben. (Schläft weiter.)“ — (Eine Ueberbürdung.) Benqueri A., seines Reichthums wegen Inhaber einiger Ehrenämter, deren Würde jedoch ausschließlich auf den Schultern des ohnehin genug geplagten Buchhalters ruht, wird wieder einmal zum Schriftführer eines Gesellschaftsvereins ernannt. Der Buchhalter (der diese Nachricht soeben in der Zeitung gelesen): „Herr Principal, ich bedauere, die auf Sie gefallene Wahl wegen Mangels an Zeit nicht annehmen zu können.“

— (Diplomatisch.) Bureauchef: ... Und dann wollte ich Ihnen noch etwas sagen, kann mich aber im Augenblick nicht darauf besinnen. — Subalternbeamter: Herr Rath wollten mich wahrscheinlich fragen, wie es mir möglich ist, mit meiner großen Familie bei einem so kleinen Gehalte auszukommen? — (Verfehlter Beruf.) Erster Wirthshausgast: Dieser Wein ist zum Essen ganz gut. — Zweiter Gast: Ja, aber nicht zum Trinken.

Neueste Nachrichten.

Drjova, 10. August. Hofrath Fleischmann mit dem kaiserlichen Hofstaat ist heute Nachts hier angekommen und hat sich beim „König von Ungarn“ einlogirt. Die Herren werden hier die Ankunft des Fürsten abwarten und mit demselben in Turn-Severin die Nacht „Alexander“ bestreiten. In Turn-Severin wartet auch das Donauschiff der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft „Orient“. Turn-Severin, 10. August. Die hiesige Polizei nahm Verhaftungen vor, die sich auf einen Putschversuch bulgarisch-russischer Emigranten gegen den Prinzen von Coburg bezogen. London, 10. August. Der deutsche Kronprinz begab sich gestern Abends zu kurzem Aufenthalte nach Brämar in Schottland.

Fremden-Liste

vom 11. August.
Hotel Rehrbrer. Groß, Bienenfeld, Neßlich, Kaufmann, von Wien; A. Genter, Fabrikant, von Klausenburg; G. Borecsen, Bankbeamter, von Kronstadt; Szilády, Grunbbesitzer, von Blasendorf.
Hotel Habermann. Pagunie, Kaufmann, von Olasch.

Budapester telegraphischer Börsen- und Effecten-Cours

vom 11. August 1887.

Ung. Goldrente 6 1/2	122.50	Ungarische Prämien-Loose	123.50
Goldrente 4 1/2	100.60	Leibrentenange n. Siegeb. Loos	123.80
Papierrente	87.40	Defterr. Staatsanleihe in Papier	81.35
Eisenbahn-Anleihen	150.60	Defterr. „ „ in Silber	82.60
„ „ „ „	98. —	Defterr. Goldrente	112.50
„ „ „ „	—	1860er Staats-Anleihen	136. —
„ „ „ „	115.50	Defterr.-ung. Nat.-Bank-Anleihen	884. —
„ „ „ „	104.25	Ung. Creditbank-Anleihen	287.50
„ „ „ „	104.25	Defterr. Creditbank-Anleihen	281.70
„ „ „ „	104.25	Silber	—
„ „ „ „	104.25	R. L. Ducaten	5.98
„ „ „ „	104.25	20 Francs-Stücke	9.98
„ „ „ „	104.25	100 Mark Deutsche Reichsmünzen	61.70
„ „ „ „	100. —	London (für dreimonatl. Wechsel)	126.30

Wiener telegraphischer Börsen- und Effecten-Cours

vom 11. August 1887.

Ung. Goldrente	123.50	Ungarische Prämien-Loose	123.50
4-percentage Goldrente	100.60	Leibrentenange n. Siegeb. Loos	123.80
5-percentage Papierrente	87.45	Defterr. Staatsanleihe in Papier	81.40
Ung. Eisenbahn-Anleihen	150.60	Defterr. „ „ in Silber	82.90
„ „ „ „	98. —	Defterr. Goldrente	112.90
„ „ „ „	—	1860er Staats-Anleihen	136. —
„ „ „ „	115.40	Defterr.-ungarische Bankanleihen	884. —
Ung. Grundrenten-Obligation	104.45	Ung. Creditbank	287.25
Ung. Grundrent.-Oblig. mit Verz.	104.45	Defterr. Creditbank	281.25
Ung. Grundrent.-Oblig. mit Verz.	104.45	R. L. Ducaten	5.98
Ung. Grundrent.-Oblig. mit Verz.	104.45	20 Francs-Stücke	9.99
Ung. Grundrent.-Oblig. mit Verz.	104.45	100 Mark Deutsche Reichsmünzen	61.72 1/2
Ung. Grundrent.-Oblig. mit Verz.	104.45	London (für dreimonatl. Wechsel)	126.05
Ung. Grundrent.-Oblig. mit Verz.	100.60	Defterr. Supplemente, 5%, Reserve	96.45

